

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 10

Artikel: Als Korrespondent in Paris
Autor: Stähelin, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALS KORRESPONDENT IN

PARIS



Foto: Marco Widmer, Paris

Von Walter Stähelin

Es geht mir ausgezeichnet. Alles ist nicht halb so schlimm. Wir können einkaufen, was das Herz begehrt.»

Das ist der Inhalt meiner Privat-Korrespondenz mit rührend besorgten Verwandten und Bekannten aus der Schweiz während den dramatischen Ereignissen in Frankreich zwischen dem 13. Mai und dem 1. Juni. Selbstverständlich hatten wir Stoßzeiten, aber wer hat sie nie? Wenn man schon von einer zwanzigjährigen Ladentochter um die Weihnachtszeit verlangt, sie dürfe den Kopf nicht verlieren, wie soll man das nicht von einem Auslandskorrespon-

denten einer Zeitung in Paris fordern dürfen!

War es denn nicht gefährlich? Kein einziges Mal. Nur hätte es noch gefährlich werden können, aber davor sind Frankreich, die Welt und unsere Wenigkeiten zum Glück verschont geblieben. In den Champs-Élysées kam es einmal zu einer kurzen, aber heftigen Schlägerei zwischen Anhängern de Gaulles und Kommunisten. Ich saß zuvorderst auf einer Café-Terrasse und schaute mir die Sache vom Sperrsitz aus an. Plötzlich packte mich jemand von hinten am Kragen und schrie: «Genug! Jetzt kommen Sie mit!» Als ich mich entsetzt erhob,

gewahrte ich, daß mich der Kellner so unsanft aufgerüttelt hatte und daß hinter mir eine große Leere war. Sämtliche Gäste waren inzwischen mit Tisch und Stuhl im Lokal verschwunden, wo sie ruhig weitertranken. Und als der Kellner auch mein «Mobiliar» hastig hereintrug, gab ich mir erst Rechenschaft, daß ich eine wichtige Verhaltensmaßregel bei allen französischen Revolutionen verletzt hatte: Nie soll man Stühle und Tische in Reichweite von Manifestanten lassen, denn mit solchen Waffen wurden schon ganze Straßenschlachten gewonnen. Diesmal griff allerdings die Polizei rechtzeitig ein. Es gab einige blaue Beulen, doch die Republik war gerettet.

De Gaulle übernahm am Sonntag, 1. Juni, die Macht. Am Mittwoch vorher aber sah es in den Volksvierteln von Paris schon etwas gewitterhaft aus. Zu Abertausenden strömten die Leute zusammen, um von der Place de la Nation zur Place de la République zu defilieren und gegen den bevorstehenden Umschwung zu protestieren. Eine Stunde vor Beginn der Manifestation sichtete ich von weitem auf einem Platz satt neben der Marschroute beträchtliche Menschengruppen, die sich sonderbar hinundherbewegten. Natürlich dachte ich mir, daß da handgreifliche Diskussionen im Gange seien, und alsogleich stürzte ich mich ins Getümmel. Es waren aber bloß Boccia-spieler und eifrige Zuschauer. Als begeisterter Anhänger dieses Sportes ließ ich mich gleich in eine Equipe aufnehmen. Das war wieder einmal eine Entspannung in der freien Natur.

Es folgte der Vorbeimarsch der Massen, der dreieinhalb Stunden dauerte und auf die Dauer sich etwas gar zu monoton ausnahm. So kehrte ich nach einer Stunde zu meinen Boccia-Kameraden zurück und begab mich erst nach einer hartumkämpften Partie auf die Place de la République, wo ein wahres Volksfest im Gange war. Der kommunistische Schwergewichtler Jacques Duclos wischte sich gerade den Schweiß von der Stirn. Ihm hatte offenbar der ungewohnte Fußmarsch recht gut getan, wie mir das Boccia-Spiel. Es kamen mir einige Sätze aus einem alten Schmöcker in den Sinn, die ich erst jetzt so recht begreifen konnte: «Während den Revolutionen in Paris kann es Tote und Verletzte geben, aber gesamthaft gesehen sind sie Anlaß zu gesunder Bewegung im Freien, woran das ganze Volk teilzunehmen pflegt. Niemand ist gezwungen, auf die Barrikaden zu steigen.»

So überstand ich sonnengebräunt den Untergang der Vierten Französischen Republik. Wohl hatte ich Arbeit wie noch nie, denn schließlich mußte ich immer wieder meine Zeitung, die «Basler Nachrichten», telephonisch auf dem laufenden halten. Doch «die gesunde Bewegung im Freien» hielt mich frisch und munter.

Kein rasender Reporter

Das sind natürlich seltene Ausnahmen im Leben eines Auslandskorrespondenten. Gewöhnlich spielen sich für uns die Ereignisse in einer journalistischen Atmosphäre ab, und davon möge die folgende Anekdote ein Bild vermitteln.

Ungefähr zweitausend Journalisten aus aller Welt strömten zur NATO-Gipfelkonferenz zusammen, die am 16. Dezember letzten Jahres im Pariser Palais Chaillot Schlag zwölf Uhr mittags durch eine Rede des kaum genesenen Präsidenten Eisenhower eröffnet wurde. Millionen von Menschen stellten sich damals zwei bange Fragen: Was wird Eisenhower sagen? Wie steht es um seinen Gesundheitszustand?

Etwa eine Stunde vor Konferenzbeginn begab ich mich in die für Journalisten reservierten Vorräume, wo bereits Hunderte von Kollegen gemütlich plauderten und Kaffee tranken. Von fieberhafter Aufregung keine Spur. Immerhin fiel mir auf, daß einige Amerikaner und Engländer von Zeit zu Zeit lauernde Blicke zu einer verschlossenen Türe warfen, an der zu lesen war: «Generalsekretariat Abteilung Presse». Und siehe da: Etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Eröffnungssitzung ging plötzlich die Tür auf, und heraus trat eine adrett aufgeputzte junge Amerikanerin. Die Schönheitskönigin der Stewardessen der Luft mußte ungefähr so aussehen, falls es eine geben sollte. In den zarten Händen trug sie einen Stoß Papier. Alsogleich stürzten sich etwa zwanzig Journalisten wie Raubtiere auf sie, um ihr die eng beschriebenen Druckbogen zu entreißen, die nun wie Flaum um sie herumwirbelten. Das sah so grausam und respektlos aus, wie wenn ein Huhn gerupft wird. Es dauerte aber nur wenige Sekunden, und schon stand die hübsche Dame mit leeren Händen da, um höchst vergnügt auszurufen: «Der nächste Stoß folgt in fünf Minuten. Nur keine Angst. Jeder wird ein Exemplar erhalten.»

Was war geschehen? Das Papier, das – we-

nigstens für diesmal – die magnetische Anziehungskraft der Sekretärin ausmachte, enthielt den Wortlaut der Erklärung, die Eisenhower in wenigen Minuten verlesen sollte. Zahlreiche Zeitungen mit Millionenauflagen in den Vereinigten Staaten und im britischen Weltreich warteten nur noch auf den Inhalt dieser Rede, um sie in Extrablättern verbreiten zu können. Die Konkurrenz unter diesen Zeitungen ist unerbittlich. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst und verkauft am besten. Gewaltige Summen und das Prestige schlechthin stehen auf dem Spiel. Diese Zeitungen sowie die großen Nachrichten-Agenturen hatten schon lange zuvor im Palais Chaillot eigene Büroräumlichkeiten gemietet und dort ihre Fernschreiber aufgestellt. Sie verfügten über einen großen Stab von Reportern, Übersetzern und Technikern, um Eisenhowers Rede mit Windeseile um den Erdkreis zu verbreiten.

Einen solchen Aufwand konnten sich die meisten Zeitungen nicht leisten, schon gar nicht unsere Schweizerpresse mit ihren verhältnismäßig so bescheidenen Auflagen. Es hätte auch keinen Sinn gehabt. Gerade für derartige Zwecke sind ja unsere Zeitungen über die Schweizerische Depeschagentur auf die Nachrichtendienste von Reuter (England), Agence France Presse usw. abonniert und zudem noch in direkter Verbindung mit der amerikanischen United Press, die in Zürich eine eigene Filiale hat. Die Auslandskorrespondenten in Paris können mit diesen Agenturen kaum in der Schnelligkeit der Information wetteifern. Und so kam es auch, daß nur ungefähr 20 der 2000 Journalisten im Palais Chaillot eine derart brutale Eile an den Tag legten, um sofort in den Besitz der Eisenhower-

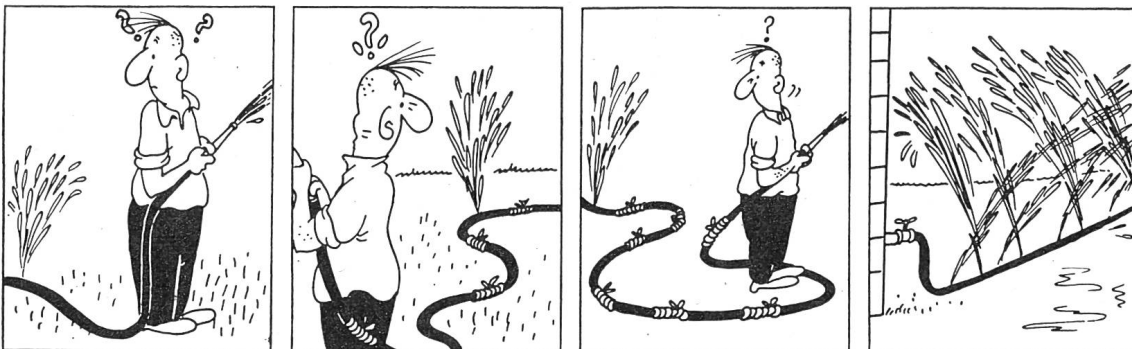
Rede zu gelangen. Die andern warteten seelenruhig ab, bis die Sekretärin mit den weiteren Stößen erschien.

Mit Absicht habe ich diese kleine Episode an den Anfang meiner Ausführungen gestellt, denn in der Schweiz ist die Ansicht sehr verbreitet, daß unsere Hauptaufgabe darin bestehe, als rasende Reporter Jagd auf Neuigkeiten zu machen und unsern ganzen Ehrgeiz darauf zu verwenden, Geschwindigkeitsrekorde aufzustellen. Das bildete sich nicht nur mein zwölfjähriger Göttibub, der Maxli aus Basel, so ein, der bei seinem Besuch bei mir höchst enttäuscht war und fand, er habe sich niemals gedacht, daß die Journalisten «so fuuli Lyt» seien. Nein, wir sind nicht dazu da, um die neuesten Meldungen zu verbreiten, sondern um sie für unsere Leser zu kommentieren und aus der Kenntnis der Probleme heraus sie in die größeren Zusammenhänge hineinzustellen. Kein einziger Schweizer Korrespondent übermittelte die Rede von Eisenhower, aber jeder versuchte, den tieferen Sinn scheinbar unverbindlicher Sätze herauszumeißeln, zwischen den Zeilen zu lesen und auf Lücken aufmerksam zu machen, wenn er seinen Kommentar zur Rede schrieb.

Quellen – ergiebige und andere

So geruhsam wie das Leben eines Mönchs im Mittelalter, der in seiner weltabgeschiedenen Zelle die Chronik schreibt, ist nun allerdings unser Dasein auch nicht. Je nachdem, wie ein Ereignis zeitlich fällt, haben wir zuweilen eine arge Hatz, um unsern Kommentar noch rechtzeitig unterzubringen. Bleiben wir bei unserm Musterbeispiel. Mein Kollege von der «Tat»

Bilder ohne Worte



hatte kaum Zeit, die Rede Eisenhowers gründlich durchzulesen, einen Kommentar zu schreiben und einen allgemeinen Eindruck vom Gesundheitszustand des Präsidenten zu gewinnen. Er mußte spätestens um 15 Uhr seinen telephonischen Bericht durchgeben, denn die «Tat» erscheint einmal täglich um 17 Uhr. Die Redaktionen der Zeitungen verlangen aber von uns mit Recht, daß der Kommentar dem Ereignis auf dem Fuße folgt, also wenn immer möglich in der gleichen Ausgabe und nicht erst einen Tag später.

Mir lag die Eisenhower-Rede zeitlich besser, denn die nächste Ausgabe der «Basler Nachrichten» war das Morgenblatt des andern Tages. Ich konnte mich also in aller Ruhe hinsetzen, um meine Betrachtungen niederzuschreiben und erst noch die Kritik der Pariser Abendzeitungen dabei zu berücksichtigen. Geht es hingegen in einer der berühmten Nachtsitzungen der Nationalversammlung um Sein oder Nichtsein der Regierung, so kann sich mein Kollege von der «Tat» aufs Ohr legen, während ich erst mit dem Monde zu Bette gehe, weil es acht Uhr früh werden kann, bis im Palais Bourbon die Würfel gefallen sind.

Im Unterschied zu vielen Kollegen lege ich keinen großen Wert darauf, den Sitzungen des Parlaments beizuwohnen. Im Palais Bourbon sind die akustischen Verhältnisse schlecht und viel zu wenig Sitzplätze auf der allzu engen Pressetribüne vorhanden. Verspricht eine Sitzung interessant zu werden, so muß man schon lange vor Beginn zur Stelle sein, um einen Sitzplatz und ein Hörgerät zu erobern. Andernfalls muß man stehen, wobei man nichts sieht und nichts hört. In diesem Gedränge und Lärm die Ohren zu spitzen, zu schreiben und sich dann an einen Telephonapparat zu zwängen, ist höchst mühsam und gewöhnlich insofern auch überflüssig, als man ja bis neun Uhr abends durch die letzten Ausgaben der großen Boulevard-Blätter mit einer unglaublichen Geschwindigkeit über den Verlauf der Debatten unterrichtet wird. Und nachher braucht man am Radiogerät nur den Knopf zu drehen, um jede halbe Stunde von diesem oder jenem Sender das weitere zu erfahren. Derweise kann ich bei mir zu Hause, wenn es sein muß, die ganze Nacht hindurch, ungestört und konzentriert das Geschehen verfolgen, meinen Kommentar laufend niederschreiben und jederzeit nach Basel anläuten.

Nützlicher ist es für mich, hie und da mit



Drei Knaben einer Basler Ferienkolonie beschlossen, ihren lieben Mamas als Dank dafür, daß sie ihnen diesen herrlichen Aufenthalt verschafft hatten, etwas von der Überfülle an Eierschwämmchen zukommen zu lassen, die sich rund herum in Menge fanden.

Da die Knaben auch noch der Hintergedanke beflügelte, für ihre Sendung später ein schönes Freßpaker zu erhalten, hatten sie innert kurzer Zeit 51 Liter Eierschwämmchen beieinander.

Da Pilze schnell verderben, galt es, die gesammelte Ware möglichst rasch zu teilen und zum Versand zu bringen. Die Waage, welche der umsichtige Kolonie-Leiter selbstverständlich besaß, durfte nicht verwendet werden, da es streng verboten war, Pilze nach Hause zu schicken. Die drei schlauen Basler Jünglinge wußten sich aber zu helfen. Sie besaßen ein 7 Liter-Maß und ein 4 Liter-Maß.

Frage: Wie gingen sie vor, um die 51 Liter Schwämme in drei genau gleiche Teile abzumessen?

Auflösung Seite 73

einem Parlamentarier zusammenzukommen, der mir über die allgemeine Stimmung in seiner Fraktion und die dort vorherrschenden Meinungen Aufschluß geben kann. Das läßt sich gewöhnlich nicht gerade im Augenblick verwerten, aber es kann ganz plötzlich einmal bedeutungsvoll sein.

Schon längst habe ich es aufgegeben, den üblichen Pressekonferenzen der verschiedenen Ministerien beizuwohnen, weil ich dies als eine unverzeihliche Zeitverschwendung betrachte. Die Journalisten stehen und sitzen oft recht lange herum, bis endlich der Herr Minister oder Kabinettsdirektor geruht, zu erscheinen,

um die Fragen entgegenzunehmen, die man ihm von allen Seiten stellt. Die amtlichen Antworten fallen aber ebenso nebelhaft aus, wie es die Luft im Zimmer vom Kettenrauchen der wartenden Journalisten geworden ist.

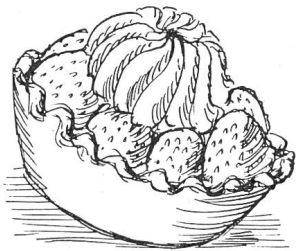
Im großen Unterschied zu den Pressekonfe-

renzen des Präsidenten der Vereinigten Staaten hat die Welt seit meiner achtjährigen Tätigkeit in Paris noch nie auf dem Wege solcher Frag- und Antwortspiele etwas Aufsehen-erregendes durch den Mund eines französischen Regierungssprechers erfahren.

Sommerlicher Familienfilm

von C. Gähwiler,

einer Leserin, angeregt durch unsere Rubrik «Kleiner Familienfilm»



Papi kauft prächtige Erdbeertörtli mit Schlagrahm drauf als Dessert für Familie daheim.



Trägt Paket sorgfältig durch Leute auf der Strasse. Meidet Sonne.



Hält Paket im vollbesetzten Tram in die Höhe.



Schaut auf der Strasse empört einer Dame nach, die an sein Paket gepuscht ist.



Geht dicht den Häusern entlang, da Sonne steil und heiss vom Himmel scheint.



Muss nur noch Strasse überqueren bis zu seinem Hause. Trifft da guten Bekannten.



Bekannter erzählt ausführlich von guten Geschäften, die er diese Woche gemacht.



Sonne brennt heiss auf Erdbeertörtli-Paket, das zu tropfen beginnt. Papi ist wie auf Kohlen.



Mami packt endlich aus. Alles ist Saft. Papi findet, Erdbeertörtli ohne Schlagrahm seien ja eigentlich viel gesünder!

Die Kunst, mit viel Worten
wenig zu sagen

Mitunter kommt es immerhin vor, daß uns das Sekretariat des Ministerpräsidenten telephonisch anbietet, um von ihm persönlich eine Erklärung entgegenzunehmen. Dann weiß man zum vorneherein, daß es sich um etwas Wichtiges handeln muß, und das gibt dann auch die willkommene Gelegenheit, den Mann am Steuer einmal aus nächster Nähe zu betrachten und seine Selbstbeherrschung in einem dramatischen Augenblick zu kontrollieren. Gewöhnlich ist es bei Pressekonferenzen so, daß die Journalisten viel zu fragen und die Minister nichts zu antworten haben. Nur in diesem Falle ist es umgekehrt.

Ab und zu fragen mich Leser, warum ich eigentlich keine Interviews mit berühmten Politikern mache. Da muß man sich indessen zuerst einmal bewußt sein, daß die «großen Tiere» Frankreichs natürlicherweise die ihnen nahestehenden französischen Zeitungen bevorzugen, wenn sie sich schon auf dem Umweg über die Presse an die Weltöffentlichkeit wenden wollen, oder dann die Riesenzeitungen der Vereinigten Staaten und die großen Agenturen, nicht aber unsere bescheidenen Blätter, die eben zu solchen Zwecken keine genügende Verbreitung haben. Sobald aber ein «großes Tier» kein besonderes Interesse an einem Interview hat, und es eher aus Höflichkeit gnädigst gewährt, fallen die Antworten unverbindlich und farblos aus. Um mich so an irgendeinen Minister heranzupirschen, müßte ich mindestens einen Tag lang in den heiligen Hallen seiner Bürokratie herumscharwenzeln, womöglich auch noch einigen höheren Beamten den Hof machen und sie zum Essen einladen. Das Resultat wäre dann mit Bestimmtheit, daß mir der Ministerpräsident auf jede Frage sagen würde, Frankreich suche natürlich eine Lösung dieses Problems, die alle gerechten Ansprüche jeder Seite berücksichtige und dem Frieden unter den Völkern diene usw., usw. Da spiele ich doch lieber mit meinen beiden Hunden, als daß ich die Gemeinplätze höherer Tiere zusammenkratze!

Unterhaltsam ist es, in Zeiten, wo das Wahlfieber steigt, Versammlungen beizuwohnen, besonders wenn irgendein Komet wie Poujade aufsteigt und die Gemüter erregt. Der Aufmarsch der Massen birgt allerdings die Gefahr der Überwertungen in sich. Paris zählt mit seinem Einzugsgebiet 8 Millionen Einwohner

und Zürich 400 000. Wenn also in Paris 1000 Leute einem Meeting beiwohnen, so entspräche dies 50 in Zürich. Als Schweizer, der mit den hiesigen Größenverhältnissen nicht vertraut ist, läßt man sich durch die Masse leicht zu stark imponieren. Ich kenne Landsleute, die sich hier Versammlungen der Kommunisten angesehen haben und angesichts der gewaltigen und begeisterten Heerhaufen mit der festen Überzeugung nach Hause zurückkehrten, jetzt habe es aber in Frankreich «geschellt». Ich sehe mich immer und immer wieder veranlaßt, solche Übertreibungen zu korrigieren und auf die richtigen Maßstäbe aufmerksam zu machen. Es ist schon genug, daß sich die Massen an sich selber berauschen, und das allein ist wirklich bedenklich, besonders in einem Lande wie Frankreich, das bis vor kurzem noch so stolz auf seinen Individualismus sein durfte.

Lob der Kollegialität

Durchschnittlich einmal im Monat gibt der Verein der Auslandspresse in Paris ein Essen zu Ehren irgendeiner Persönlichkeit, die gerade im Vordergrund des Interesses steht, sei es nun der Ministerpräsident oder der gerade hier weilende «Adnoär», wie die Franzosen den deutschen Bundeskanzler zu nennen belieben. Dabei sitzt man zum guten Glück nicht an einer langen Bankett-Tafel zusammen, sondern an kleinen runden Tischen mit etwa fünf Gedecken. Derweise entwickeln sich eher ungezwungene Gespräche – ohne angepreßte Ellbogen, steife Brust und Kopfverrenkungen nach rechts und links. Madame Marguerite Gelis, Korrespondentin vom «Feuille d'Avis de Neuchâtel», ist seit vielen Jahren Generalsekretärin unseres Vereins. Sie versteht es, solche Anlässe mit großem Takt zu organisieren und die Interessen unseres Berufsstandes den Behörden gegenüber zu wahren. Das ist häufig eine recht heikle Aufgabe, denn die Weißen und die Araber, die Russen und die Spanier, die Ungarn und die Schweizer lassen sich nicht immer unter einen Hut bringen. Es hat sich immerhin so eingebürgert, daß man sich bei diesen Zusammenkünften nicht etwa anodet.

Häufig hört man allerdings sagen, daß sich ein Sowjetrusse und ein Francospanier weniger weh tun als Korrespondenten aus dem gleichen Land oder gar aus der gleichen Stadt.

Solche Fälle von Zleidwercherei zwischen unmittelbaren Konkurrenten mögen mitunter vorkommen, aber ich darf wohl mit gutem Gewissen sagen, daß es zwischen schweizerischen Korrespondenten kein unkollegiales Verhalten gibt. Im Gegenteil. Es ist bei uns üblich, daß man sich bei Verhinderung (Ferien, Krankheit, Reisen) durch einen lieben Konkurrenten in der Berichterstattung vertreten läßt.

Kein Gesinnungsterror

Die Korrespondenten großer Zeitungen sind fest angestellt. Sie erhalten neben dem Fixum eine monatliche Pauschalsumme als Spesenvergütung, wobei allerdings die Übermittlungsspesen (Telephon, Telegraph, Fernschreiber) erst später separat auf Grund der Quittungen verrechnet werden, also im Pauschal nicht inbegriffen sind. Der größeren Zahl von Korrespondenten steht es frei, auch für andere Zeitungen zu schreiben, vorausgesetzt natürlich, daß es sich, auch nicht im Entfernten, um Konkurrenzblätter handelt. So darf ich also mit ruhigem Gewissen auch für den «Schweizer Spiegel» schreiben.

Wer im Auslandteil beschäftigt ist, braucht nicht unbedingt der Partei verpflichtet zu sein, deren Sprachrohr seine Zeitung ist. Nur gehört es sich in einem solchen Falle, daß er auch in keiner andern Partei mitwirkt. Ich selber war eigentlich «ein Kind» der «Basler Nachrichten», als ich nach zahlreichen Reporterfahrten in Italien, Abessinien, Nordafrika usw. mitten im letzten Krieg, während ich gerade die «Sektion Heer und Haus» im 2. Armeekorps betreute, von der «Tat» als Auslandsredaktor geholt wurde. Dabei war nie die Rede davon, daß ich nun dem «Landesring» beitreten müßte. Wenn ich dann später nach Paris übersiedelte und gleichzeitig zu meiner «Mutter», den «Basler Nachrichten», zurückkehrte, so geschah es aus meinem nimmermüden Drang in die Ferne – ich bin bezeichnenderweise Junggeselle! –, dem nur der Krieg einen Riegel geschoben hatte. Als ich aber zum erstenmal von Paris aus wieder Zürich besuchte, wurde ich von den verschiedensten Seiten mit der Frage bestürmt: «Gäl, häsch mit em Dutti Chrach überchoo?» Das bewies mir, daß man offenbar die Bindungen der außenpolitischen Mitarbeiter einer Zeitung in parteipolitischer Hinsicht überschätzt.

Da ich Anhänger einer liberalen und konservativen Politik bin, sehe ich natürlich auch

die hiesigen Ereignisse unter diesem Gesichtswinkel, was der Leser durchaus wissen soll. Ich mache hieraus nie ein Geheimnis, auch wenn ich keine Skrupel habe, jene französischen Parteien bisweilen schonungslos zu kritisieren, die mir in der Schweiz nahestehen würden. Die Auslandsredaktoren wünschen von ihren Korrespondenten in den Weltstädten nicht, daß sie diese oder jene Meinung propagieren. Sie geben ihnen freie Hand, weil das Mitarbeiterverhältnis auch hier eine Vertrauenssache ist.

Wichtig und ersprießlich zugleich ist ein gutes Verhältnis zum heimatlichen Redaktionssekretariat, insbesondere zu den Damen, welche die telephonischen Berichte abnehmen. Es gibt Redaktionen, bei denen die Sekretärin nachstenographiert, was immerhin eine gewisse Verlangsamung der Durchgabe zur Folge hat. Das Diktat in einen Automaten, wie das Ipsophon, hat andererseits den Nachteil, daß bei Störungen in der Leitung ganze Sätze unverständlich bleiben können. Ich selber schätze besonders das kombinierte System der «Basler Nachrichten»: Ich spreche zwar in ein Aufnahmegerät mit großer Geschwindigkeit, was Zeit und Geld erspart, aber eine Sekretärin hört mit, die mich jederzeit mit Zwischenfragen unterbrechen kann, wenn etwas nicht verständlich ist.

Beim besten Willen lassen sich aber nicht immer Übermittlungsfehler vermeiden, die ebenso gut auf meiner undeutlichen Durchgabe wie auf Hörfehler der Sekretärin beruhen können. So ärgerte ich mich kürzlich doppelt über einen sinnstörenden Fehler, weil er erstens auf meine schlechte Aussprache beim Diktieren zurückging, und weil er zweitens meinem Stil zuwider war. Ich wollte nämlich sagen, Marschall Juin habe eine «ruppige Rede» gehalten, woraus eine «mutige Rede» wurde. Dabei habe ich mich schon immer über diese gedankenlose Redewendung der «mutigen Rede» lustig gemacht!

Nebenbei bemerkt: Der Korrespondent kann seine Berichte nicht im abgekürzten Telegrammstil durchgeben, da dadurch die Würze des persönlichen Stils verloren ginge, auf den die Redaktion und die Leser Wert legen. Andererseits darf er bei seinen Telephonaten nicht trölen, zumal er – wenigstens in Frankreich – keine Tarifvergünstigungen hat. Jede Minute zuviel bedeutet darum eine unnütze Geldverschwendung.

Cocktails und Bankette

Unter Kollegen trifft man sich übrigens auch zuweilen bei den Empfängen, welche die Regierung, das Parlament, die Botschaften, die Wirtschaftsverbände oder die Organisatoren von Ausstellungen zu geben pflegen. Man nennt diese Empfänge «Cocktails» oder – höchst französisch – «Coquetèles». Ihr Wesen besteht einmal darin, daß keine Cocktails serviert werden. Sie finden entweder in den Räumlichkeiten der Gastgeber oder in großen Hotelhallen statt. Hinter langen Tischen servieren Kellner in weißen Handschuhen Champagner, Whisky, Fruchtsäfte, während Berge von belegten Brötchen zur Selbstbedienung einladen. Diese «Cocktails» finden zumeist abends zwischen sechs und acht Uhr statt oder dann um die Mittagszeit zwischen elf und ein Uhr. Man kann kommen und gehen, wann man will, und dort ungezwungen mit Bekannten herumstehen oder herumsitzen. Einmal stand ich an einem solchen Gabentisch und verlangte einen Whisky, während mein Nachbar, den ich nicht beachtete, einen Fruchtsaft wollte. Der Kellner verwechselte in der Hast der Handreichung die Gläser, worauf ich mich fragend mit meinem Orangensaft zu meinem Nachbarn drehte, wie er sich zu mir mit dem unerbetenen Glas Whisky in der Hand. Da erkannte ich in ihm einen «berüchtigten» Abstinenten, der ausrief: «Hoffentlich sieht dies kein Photograph!» – Es war Monsieur Mendès-France...

Man erscheint zu diesen Empfängen gesuntigt, aber nicht in Gala, Damen in Abendtoilette, Generäle in Gold und Silber, Kellner auf Hochglanz poliert; Prunk und Flimmer zeichnen heute nur noch die Cocktails in den kommunistischen Botschaften aus, wo man sich an den Zarenhof versetzt fühlt und reichlich Gelegenheit erhält, über das Thema «Tradition und Revolution» nachzudenken.

So war ich einmal an einem Empfang des jugoslawischen Botschafters, wo ein Weibel in einer seltsamen Museumsuniform im Vorraum die neuankommenden Gäste nach ihrem Namen fragte, den er dann mit dröhnendem Baß in den Salon schrie, wo der Botschafter zum Händedruck bereitstand. Einer blitzschnellen Eingebung folgend – die auf schlechter Erfah-

rung beruhte – nannte ich mich nicht Stähelin sondern Stetscheli, denn in Jugoslawien verstümmelte man einmal meinen Namen in Stalin, ausgerechnet während der Krise zwischen Moskau und Belgrad, was mir nicht sehr angenehme Nachforschungen eintrug. In der Nähe des Botschafters standen gerade die früheren Minister Jules Moch und Ramadier, die ich im Vorbeigehen begrüßen wollte. Sie hörten meinen Namen und glaubten, ich sei ein ungarischer Diplomat, worauf ich ihnen mein «Pseudonym» Stetscheli erklärte. Das hörte sich wiederum ein jugoslawischer Botschaftssekretär für Tourismus an, der mich nachher mit ernsthafter Amtsmiene beiseite nahm und mir bei einem Glas Champagner auseinandersetzte, daß ihm mein peinlicher Zwischenfall mit dem Namen Stalin sehr unangenehm sei. Er bat mich, die Sache nicht tragisch zu nehmen, worauf ich ihm nur lachend erwidern konnte «bitte ihrerseits!» Dann stellte er mich einer Sekretärin vor, die mir ein Loblied auf die lieblichen Badeorte der Adria sang, die ich unbedingt einmal aufsuchen sollte.

So geht es immer bei solchen Empfängen. Man rutscht von einem Gesprächspartner zum andern und ebenso von einem Ende des Buffet zum andern. Mehr als Belanglosigkeiten werden da nicht ausgetauscht, denn man weiß ja nie, wer zuhört. Ganz besonders die kommunistischen Botschaften geben sich alle Mühe, die Lebensfreuden in den Vordergrund zu stellen, damit man ja nicht in Versuchung kommt, an die hohe Politik zu denken.

Die Cocktails haben die Dîners beinahe verdrängt. Bei den wenigen Banketten, zu denen man geladen wird, geht es indessen gar nicht so üppig zu, wie sich dies der Leser in der Schweiz vielleicht vorstellt. Die Qualität der Küche ist natürlich stets einzigartig, aber es ist nicht mehr Sitte, auch in der Quantität Rekorde zu schlagen. Einzig in der Provinz gehört es noch zum guten Ton, dreistündige Gelage zu veranstalten.

Vor einem Jahr beteiligte ich mich an einer Reise, die dem Besuch einiger Thermalbäder galt. Die Einladung erfolgte durch das amtliche «Office de Tourisme» in Paris. Ich weiß heute noch nicht, warum ich zu den fünfzehn auserwählten Journalisten gehörte, die der Ehre teilhaftig wurden, sich da von einem Kurort zum andern und desgleichen von einem Bankett zum andern begeben zu dürfen. In dem schlichten und sympathischen savoyardi-

Foto: Paul Senn †
Auf der Festwiese

schen Badeort Allevard umrahmte man uns beim Nachtessen mit Ehrenjungfrauen, Kurdirektoren, Badeärzten, Gemeindepräsidenten, als ob wir weltberühmte Stars wären. Dennoch herrschte gleich zu Beginn schon eine anmutige und fröhliche Stimmung. Es wurden keine Bankettreden gehalten. Normalerweise hätte ich dies als eine Wohltat empfunden, aber diesmal wäre ich für Erholungspausen zwischen den einzelnen Gängen dankbar gewesen. Das Essen war zwar unübertrefflich gut, aber es stellte Anforderungen an uns, die unsere leibliche Aufnahmefähigkeit restlos erschöpften. Zu meiner Rechten saß ein Badearzt, der mir eine Abmagerungskur in Allevard empfahl! Ich konnte ihm dies angesichts meiner Körperfülle nicht übel nehmen, so grotesk es sich bei einer solchen Gelegenheit anhört. Ich deutete ihm schließlich in höflichen Worten an, er sei ein Situationskomiker, worauf er antwortete: «Ich weiß aus Erfahrung, daß man den Appetit am besten dadurch anregen kann, wenn man von Abmagerungskuren spricht.»

Das Menu, das es da zu bewältigen gab und dem natürlich «Kaffee-Schnaps» folgte, lautete folgendermaßen:

Le Consommé Chester
La Terrine du Chef
La Truite du pays aux amandes
Les Champignons Grand'Mère
Le Chapon de Bresse à l'Américaine
La Salade Mimosa
Le Plateau de Fromages
La Tarte aux Fraises
Vins: Rousette de Savoie, Brouilly,
Champagne

Travaillez, prenez de la peine

Nun habe ich so viel von Zeitvergeudung einerseits und genußreichen Abenden anderseits erzählt, daß der Leser sich doch langsam ungeduldig fragen muß, worin denn der graue Alltag eines Korrespondenten in Paris bestehen mag. Meine Zeitung verlangt von mir, daß ich etwa dreimal in der Woche einen telefonischen Bericht als Kommentar zum Tagesgeschehen durchgebe und ihr jede Woche in einem Expressbrief einen Leitartikel zustelle, der ein aktuelles Problem nach allen Seiten hin beleuchtet. Das ist aber nur die Norm, an die man sich nicht immer sklavisch halten kann. Steht Frankreich in einer dramatischen Krise,

so telefoniere ich jeden Tag, ist alles ruhig, so telefoniere ich vielleicht nur einmal in der Woche. Dabei habe ich auch zu berücksichtigen, was in andern Weltstädten vor sich geht. Ist in London viel los, so bin ich mit meiner Berichterstattung zurückhaltend, denn ich weiß, daß dem Auslandteil in meiner Zeitung kein unbeschränkter Raum zur Verfügung steht und daß die Leserschaft in einem solchen Augenblick gar keine langen Berichte aus Paris begehrt.

Um auf dem laufenden zu sein, muß ich sieben Tageszeitungen von Paris und etwa sechs Wochenzeitungen regelmäßig lesen. Dazu kommen die Neuerscheinungen auf dem politischen Büchermarkt, die ich genau verfolge. Amüsant ist diese Lektüre, die mich etwa drei Stunden im Tag kostet, durchaus nicht immer, besonders wenn es sich um kommunistische oder hurratriotische Literatur handelt. Die wichtigsten Nachrichten und die interessantesten Aufsätze schneide ich aus, um sie meinem Archiv einzuordnen, das 73 verschiedene Mappen in alphabetischer Reihenfolge enthält und in dem Algerien so gut figuriert wie Kamerun, das Schulwesen so gut wie die Schnapsbrenner. Auch das nimmt mir täglich eine gute Stunde Zeit in Anspruch. Aber es lohnt sich. Jedes Thema kann infolge eines unvorhergesehenen Ereignisses über Nacht aktuell werden, und da ist es unerlässlich für mich, unverzüglich darüber dokumentiert zu sein.

Wie andere schweizerische Hirtenknaben, ziehe ich es vor, in der Banlieue zu wohnen und nicht in der unerträglichen Luft und dem noch schlimmeren Lärm der Großstadt. Das hat auch den Vorteil, daß mir hier niemand hineinschneit, nur um zu plaudern, und daß ich somit ungestört arbeiten kann. Wenn es irgendwie möglich ist, richte ich es so ein, daß ich entweder den ganzen Tag zu Hause bleibe oder den ganzen Tag unterwegs bin. Bin ich zu Hause, so lese und schreibe ich, bin ich in Paris, so mache ich meine Aufwartungen, wobei ich die Zwischenpausen dazu benütze, um in den Buchhandlungen und vor den Zeitungskiosken nach interessanter Lektüre zu fahnden.

Geht es in der Politik nicht allzu strub zu, so pflege ich sorgsam meinen französischen Bekanntenkreis, wo ich in allen Schichten besondere Freunde habe, unter den Akademikern, Kaufleuten, Beamten und Büzern. Ich gehe bei ihnen ein und aus, so wie sie bei mir. Ich esse zuweilen mit ihnen, oder wir machen ge-

meinsame Ausflüge. Ich habe auch meine Beizen – hier Bistrots genannt –, in denen ich stets die gleichen Leute zwischen sechs und acht Uhr abends beim Apéritif treffe, der übrigens keine so unmoralische Erscheinung ist, wie man dies in der Schweiz oft annimmt. Der Mann der Straße hat hier einen andern Lebensrhythmus als in Helvetien. Man trifft sich zum Apéritif, nimmt ziemlich spät das Nachtessen ein und bleibt dann gewöhnlich zu Hause. Wer dann noch hie und da ausgeht, nimmt aber die Frau mit. Der Stammtisch der Männer nach dem Nachtessen ist hier eine gänzlich unbekannte Erscheinung. Ich wage nun nicht zu entscheiden, ob das schweizerische oder das französische System ethisch höher steht.

Die Bistrots sind wichtiger
als die Ministerien

Heute, wo die sozialen Probleme eine so entscheidende Rolle spielen und der privaten Wohltätigkeitsatmosphäre früherer Zeiten längst entrückt sind, scheint es mir besonders wichtig, wie ein Franzose unter Franzosen zu leben, denn sonst versteht man manchmal die elementarsten Dinge nicht recht und setzt sich der Gefahr pharisäerhafter Fehlurteile aus. Die Auslandskorrespondenten namentlich der alten Garde, die sich in einer hochpolitischen Atmosphäre einkapseln und ihre Tage im Parlament, an Pressekonferenzen und in Ministerien verbringen, übersehen nach meiner Ansicht, daß sich die Zeiten geändert haben. Sie leben irgendwie am falschen Platz. Sie beachten nicht, daß uns die moderne Informationstechnik an manchen Orten überflüssig macht, während uns kein Apparat und keine Nachrichtenagentur dort ersetzen kann, wo es gilt, in das Volk zu horchen, das für viele ehrenwerte Herren eine anonyme Masse bleibt, der man ebenso gut aus dem Wege gehen kann. Ich kenne einen amerikanischen Korrespondenten, der eindruckliche Artikel über die französischen Kolonialisten in Algerien schreibt und ihnen vorwirft, daß sie den Kontakt mit den Volksmassen scheuen. Er aber lebt hier unter den Franzosen genau so «kolonialistisch» und würde die Nase rümpfen, wenn ich ihn einmal auffordern sollte, mit mir ein gewöhnliches Bistrot zu besuchen – oder gar ein hiesiges algerisches Café.

Vor den Wahlen in die Nationalversammlung vom 2. Januar 1956 schrieb eine amerika-

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



*Wir wollen heute segeln.
Wo bleibt mein Freund?*

nische Nachrichtenagentur, daß Poujade und seine Bewegung politisch bereits tot seien, während ihm das hiesige Institut zur Erforschung der öffentlichen Meinung fünf Sitze zusprechen wollte. Ich sagte dem Poujadismus fünfzig Sitze voraus und behielt recht – allein auf weiter Flur. Ich habe keinen sechsten Sinn, aber ich kenne mich im Wurstkessel aus. Einige Kollegen gestanden mir nachträglich, sie hätten auch persönlich mit der Gallup-Methode das Volk befragt, aber kein Glück damit gehabt. Das wunderte mich nicht. Wer plötzlich seine Putzfrau oder seinen Briefträger mit politischen Fragen überfällt, wird bestimmt eine dumme Antwort erhalten. Wildfremde Straßenwischer oder Taxichauffeure rücken erst recht nicht mit ihrer wahren Meinung heraus. Jeder einfache Franzose empfindet solche Fragen als unschicklich und indiskret und meint vor allen Dingen, daß dies einen Ausländer nichts angehe. Nur wenn man unter dieser Leuten lebt und täglich mit ihnen spricht, erfährt man ihre unverfälschte Einstellung. Sonst machen sie sich sogar zuweilen ein Vergnügen daraus, den wunderfitzigen Fremdling anzuschwindeln. Es ist übrigens bezeichnend, daß die gleichen Beobachter, die den Poujadismus anfänglich unterschätzten, ihn später auch dann

noch als eine Landesgefahr ausmalten, als sein innerlicher Zerfall dem Kenner der Verhältnisse längst vor Augen war.

Die Fühlungnahme mit dem Volk ist also unentbehrlich, um sich ein wahres Bild der Verhältnisse zu machen und zuweilen auch um verzerrte amtliche Informationen, nämlich sogenannte «Zwecklügen» richtigstellen zu können. So hieß es zum Beispiel offiziell, daß an der eingangs erwähnten großen Manifestation der Linken gegen de Gaulle 30–50 Tausend Menschen teilgenommen hätten. Gut, daß ich dabei war! In Wirklichkeit strömten nämlich über Zweihunderttausend Menschen zusammen!

Nach dem Bombardement von Sakiet war häufig zu lesen, daß dies die öffentliche Meinung in Frankreich nicht im geringsten erzeuge. Ich muß sagen, daß das Gegenteil stimmt. Aber ich weiß, daß selbst kommunistische Wähler, wie ich sie unter meinen Apéritif-Bekannten finde, einem unerbetenen ausländischen Fragesteller ihre Empörung über diesen Vorfall verborgen hätten, weil sie finden, man habe sich nicht in ihre Familienangelegenheiten einzumischen.

Ich stelle mir manchmal folgendes vor: Hans Bluntschli pflegt in Dingskirch sein Vorgärtlein. Plötzlich steht ein Fremder da und lehnt sich mit Notizblock und Feder über den Hag, um ihn in gebrochenem Deutsch oder Hochdeutsch zu fragen, was er von der Flüchtlingspolitik der schweizerischen Regierung während des letzten Krieges halte. Ich glaube, daß Hans Bluntschli, oder wie er nun heißen möge, antworten würde: «Das geht Sie einen Dr... an!» Womöglich sagt er aber zleid, um den Fragesteller zu ärgern, daß Bern damals durchaus korrekt gehandelt habe, selbst wenn er am Vorabend noch im Wirtshaus auf den Tisch schlug, um auszurufen, diese Flüchtlingspolitik bleibe für die Schweiz ein Schandfleck.

Königinnen interessieren auch Demokraten

Längere Zeit beschäftigte ich mich eingehend mit den Arabervierteln in Paris, worüber ich in der Märznummer des Schweizer Spiegels ausführlich berichtete. Gegenwärtig gilt mein Interesse den Negeren in Paris. Die furchtbare Wohnungsmisere, ihre Ursachen und ihre Folgen, bilden für mich ebenfalls ein Spezialthema. Im vergangenen Jahr vertauschte ich für einige Zeit die Feder mit der Schaufel und

die Schreibmaschine mit dem Stoßkarren, um in einem Auffanglager von Abbé Pierre unterzutauchen. Handkehrum mußte ich auf Schritt und Tritt die Königin Elisabeth von England während ihres mehrtägigen Besuchs beim französischen Staatspräsidenten René Coty in Paris wie ein Detektiv verfolgen.

Ich war schon dabei, als Ihre Majestät auf dem Flugplatz von Orly landete. Der Himmel war entzückend klar, aber es wehte eine scharfe Bise, die bei der Empfangszeremonie manche Dame in etwelche Verlegenheit brachte. Nicht alle, denn die ganz klug beratenen unter ihnen ließen sich noch schnell vorher Blei in die Rocksäume einnähen.

Solche und ähnliche Kleinigkeiten hatte ich den Lesern in der Schweiz zu berichten, so oft ich nachher noch die Königin zu erblicken vermochte. Ich war dabei immer darauf aus, etwas vom Drum und Dran zu erhaschen, das allen jenen entgehen mußte, die ihre Augen ganz und gar auf den hohen Besuch richteten.

Das alles bereitete mir Freude – und doch wollte ich anfänglich keine Minute mit diesem hohen Besuch verlieren! Ich schrieb nämlich kurz vorher meiner Redaktion, sie möge da lieber mit Agenturberichten vorlieb nehmen, da ich kein Modeberichterstatter sei und da zu den großen Empfängen nur die französischen und britischen Journalisten Zutritt hätten. Dabei ließ ich durchblicken, daß man sich wohl in der ältesten Demokratie der Welt kaum um derlei königliche Dinge scheren werde. Doch da irrte ich mich gewaltig! Man antwortete mir, das ganze Schweizervolk verfolge mit größter Spannung jeden Schritt, den die Königin von England in Paris mache, und ich müßte hierzu unbedingt meine Glossen fabrizieren, die dann tatsächlich ein überaus dankbares Echo gefunden haben.

Dieses Ereignis war für mich wieder einmal eine nützliche Lehre. Wenn man nämlich wie ich seit acht Jahren in Paris ansässig ist, verliert man gerne den Blick dafür, was eigentlich die Landsleute in der Heimat interessiert und was ihnen gleichgültig ist. Man kommt in Versuchung, ihnen Dinge zu erklären, die ihnen geläufig sind, und anderseits ein Wissen bei ihnen vorauszusetzen, das sie gerne haben möchten. Kurzum: Man verliert die Optik der Heimat, und schon darum treibt es mich immer und immer wieder für einige besinnliche Tage an die Stätten meiner alten Jugendsünden zurück.